

[Nachdruck verboten.]

9] Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kasnussen.

Ein Korridor führte weiter zu einem inneren Hof, der jedoch weder gepflastert noch architektonisch geschmückt war. Eine große Mauer begrenzte die eine Seite, die beiden anderen Flügel hatten nur ein Stockwerk, und in jedem befand sich ein einziges Zimmer, im Seitenflügel ein Speisezimmer und im Hinterflügel ein sehr großes längliches Gemach, das nur bewohnt. Mitten im Hofe stand ein üppiger Feigenbaum, von einem Blumenbeet umgeben. Der ganze übrige Platz war freibestrent.

In dem Flügel zwischen den beiden Höfen lag das Schlafzimmer, bit el nâm, das zugleich das Brunnengemach des Hauses war, weshalb man es mit einem halb fremden Worte bit sala zu nennen begonnen hatte, und hinter diesem gab es noch zwei kleinere Räume gegen den inneren Hof hinaus, die zumeist für die Frauen bestimmt waren. Sultana schlief in einer Stube des Seitenflügels, neben der Schlafkammer der Eltern und durch keine Tür von dieser getrennt. Die Küche ging in den Korridor, der die beiden Höfe verband. Ebendort lag auch ein notwendiger Raum, arabisch sauber und zierlich, ganz in Marmor und Fayence — aber mit dem Eingang von der Küche.

In dem Marmorhofe und den anstoßenden Gemächern lebte die Familie ihr Leben wie in einer stillen abgeschlossenen Welt für sich. Hier war des Hauses Harem, das heißt seine unzugänglichen Wohnräume, die Festung, die der Araber sich zur Sicherung — so glaubt er wenigstens — gegen die Untreue des Weibes erbaut. Kein Mann durfte dies Gebiet betreten außer in Gesellschaft des Hausherrn oder dessen Sohnes, nachdem man durch ein gegebenes Signal den Frauen Zeit gegeben, sich zu verbergen.

Das Vorderhaus, welches noch für eine ganze Familie oder für mehrere Ehefrauen Platz geboten hätte, wurde nur zur Repräsentation verwendet. Im Erdgeschoß war ein einziger großer Saal, die Driba, wo Hamza seine Freunde empfangen konnte, ohne daß sie mit den Räumen der Familie in Berührung kamen oder von dort aus gesehen werden konnten. Eine solide Scheidemauer lief mitten durch den Saal bis zu zwei Dritteln seiner Breite, so daß man in demselben Raume weilen konnte, ohne einander zu sehen — eine sehr häufige Folge der eigentümlichen arabischen Architektur. Die obere Etage bestand aus einem großen Prachtsaale, in dem sich eine Reihe kleinerer, ihr umgebender Gemächer öffneten; also eine Wiederholung des Prinzips, das die Konstruktion des Marmorhofes kennzeichnete.

Es war Sonntag nachmittag gegen Sonnenuntergang. In dem abgesonderten Teile des großen Schlafgemachs, der als Wohnstube diente, lag Si Hamza und streckte seinen Riesenkörper auf einem der breiten Divans. Sein linker Arm ruhte auf einem Stapel feingestickter Lederpolster, während die rechte Hand mit dem Schlauche einer Sjerbija spielte, deren Glasbehälter auf dem Boden stand und schläfrig gurgete, so oft er einen Zug daraus tat. Der Rauch, der das Zimmer füllte, sowie der Ausdruck in Si Hamzas Augen verriet, daß der pulverisierte Tabak mit Kif (berauschendem Hanf) gemischt war.

Verräterisch spiegelte das Antlitz alle Gedanken seines Herrn. Bald runzelte er die Stirne und murmelte einen Satz vor sich hin, dessen Worte er gleichsam eines nach dem andern abhiß und von sich spie. Dann entsand wieder Windstille. Seine Augen erhielten einen schmachttenden, leidenschaftlichen Ausdruck und er vergaß seine Weise. Ein tiefer, tiefer Seufzer verriet, daß er beinahe auch vergessen hätte, Atem zu holen. Er zog die Beine unter sich, beugte und streckte seine athletische Rechte, nicht um sich zu reden, sondern vielmehr um seine innere seelische Pein zu beschwören, die ihm wie Gift im Körper rumorte.

Von dem Hofe draußen erscholl plötzlich ein schriller Sopran, jenes schnaufende Schreien aus vollem Halse mit an den Gaumen geklebter Zunge, vorgepreßter Kehle und halbgeschlossenen Augen, das die Araberinnen Gesang nennen.

— — Komm, süßer Marokkaner, komm hierher in mein Haus!
Fürchtest du meinen Hund — sieh, er liegt an der Kette!
Fürchtest du meinen Vater — er reiste gestern fort!
Fürchtest du meine Mutter — sie mag Viehe leiden!
Fürchtest du Gott — sieh, ich berge dich unter meinem Laken!
Komm, süßer Marokkaner, komm hierher in mein Haus!

Si Hamza sprang zornig auf und schlüpfte in seine Pantoffeln.

„Schweig still, Mabruka!“ brüllte er in den Hof hinaus, seinen Turban in der Portiere zeigend.

Grabesstille folgte. Aber schon hatte Hamza Dalla Djerida und Sultana die Köpfe duden gesehen, als hätten sie gelauscht, während er in den Hof hinausjah. Dies schien ihn noch mehr zu erhitzen.

Er wandte sich um und schrie brutal:

„Wenn ich Dich noch einmal bei dieser Art Nieder erweise, so übergebe ich Dich der Chara, damit Dir der Kadi alle Töne aus dem Halse reißen läßt!“

Mabruka war ein schlankes fehniges Beduinentweib von dreiunddreißig Jahren. Sie stand in gleichem Alter mit Dalla Djerida und hatte Si Hamza seit dessen Hochzeit gedient.

Sie war in den Hof hinausgegangen, um Kustus zur Abendmahlzeit zur bereiten — dieses stehende Nationalgericht von gewiechter Semulegrüße, das der Araber ebenso wenig entbehren kann wie der Neapolitaner seine Maffaroni und der Türke seinen Bilaf — sah mit gekrenzten Beinen vor ihrer Kassak, einer Holzschüssel von ungeheurem Umfang, und schüttelte ein Sieb voll Grüße, während sie Kohlenbecken, Kessel und Krüge in einem Kreise um sich her auf dem Boden stehen hatte. Sie hatte sich in aller Unschuld diese klägliche Arbeit durch ein Liedchen würzen wollen, aber nach dieser Ansprache zog sie es vor, ihre Sachen zusammenzuklauben und wieder in der Küche Zuflucht zu suchen, obwohl Si Hamzas Worte ihr nichts weniger als eine tiefere oder nachhaltigere Erschütterung verursacht hatten.

Raum war es in dem stummen Marmorhof ruhig geworden, als die Stille abermals von einer tönenden Stimme unterbrochen wurde, diesmal aber von einem feierlichen Gesang oder Ruf, der klang, als käme er von dem leuchtenden Himmel selbst herabgeweht.

„La allaha il allah u Mohammâd rasulâ Allah!
Allahu akbar!“

Der alte blinde Mueddu von Sidi Mahrez rief die Gläubigen zum Slat el Magreb, dem Sonnenuntergangsgebet.

Einen Augenblick später schollen Si Hamzas Pantoffeln auf den Fliesen.

Er war ein Riese, über zwei Meter hoch und mit einer Brust wie ein Hengst. Das majestätische Haupt trug keinen Fes, dagegen einen weißen Hutkopf von dem Umfang eines Kubba über einem Marabugrab, der mit einem Turban von weißen golddurchwirkten Stoff unwidertelt war. Unter dem schneeweißen Burnus, der die starken Schultern drapierte, trug er eine bis zum Knie reichende rostrote Seiden-Gandura mit grünen Borten. Weiße Halbstrümpfe und schwebelgelbe Pantoffeln vollendeten die stilvolle malerische Tracht.

Im ersten Augenblick, da man Hamza El Astaris ansichtig wurde, meinte man ihn im Geiste auf einem schnaubenden rabenschwarzen Verber zu sehen, den Krummstäbel gezogen, an der Spitze einer jener wilden Horden, die vor tausend Jahren wie ein allesverfengender Scirocco längs der nördlichen Küste Afrikas zwischen dem Nil und dem Atlantischen Meere hin und her jagten. Dieser Eindruck verlor sich jedoch bald. Der Blick und die saftigen Züge verrieten trotz der gebogenen Herrschernase und der breiten zurückweichenden Stirne, daß der Streithengst nicht einmal mehr in der Phantastie geritten wurde, sondern längst gegen einen Divan vertauscht worden war. Der lange Bart, den der Wind teilte, war der letzten tunesischen Mode geopfert worden. Er lief wie ein dünner Faden über die Wange hinab, bis er sich plötzlich in Ohrschläpchenhöhe ausbreitete und in zwei Spitzen endete, ehe er das Kinn erreichte — ein Theaterbart aus einer spanischen Farce. Nicht einmal der Gang verriet des Riesen Kraft. Dagegen lag in allen seinen Bewegungen eine bestechende Würde und vollendete Grazie, um welche Weltmänner von bester Schule Hamza beneiden konnten.

„Vater! Sieh mich an!“ scholl eine Stimme, als er den Hof fast überschritten hatte.

Er wandte sich um und knigte.

Draußen in der Arkade vor ihrer Türe stand Sultana, gekleidet in eine Mahfa und angehen mit den Schmuckstücken der Beduinenfrauen.

Innerhalb der Türe stand spähend und lauschend Balla Djerida.

„Bin ich schön, Vater?“ fragte Sultana, zu ihm hintretend.

„Das ist ja die Tracht Deiner Mutter.“

„Ja. War sie schöner als ich, als Du sie entführtest?“ fragte sie, alle ihre Zähne zeigend.

Sie schlang die weißen runden Arme um seine Schultern und folgte ihm zum Tore.

„Das ist ja so viele Jahre her. Aber ich sehe, Du bist zu einer Palme herangewachsen, die manch reicher Mann gern in seinen Marmorhof verpflanzen würde. Wolltest Du mich erinnern, daß es Zeit sei, Dir einen Herrn zu suchen?“

„Nein, Vater, ich wollte Dir nur meine Tracht zeigen,“ erwiderte Sultana ernst.

„Nun denn, bald sollst Du in einer noch strahlenderen Tracht auf Brautschau sitzen.“

Samza küßte seine Tochter und eilte zur Moschee.

Sultana blieb einen Augenblick stehen, als die Türe sich schloß, bleich vor Angst über des Vaters Worte.

Daß sie eines Tages einem fremden Manne gegeben werden sollte, wußte sie ja. Aber jetzt! Wohin sollte sie flüchten, wenn es Ernst würde?

Da raschelte es von Seidenbekleidern. Balla Djerida näherte sich auf Strümpfen. Sie war den Beiden nachgeschlichen, um Si Samzas Worte zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vater.

Von Anton Tschekow.

(Schluß.)

Der Greis schluchzte auf, lächelte aber gleich wieder.

„Und gerade an dem Tage hatten wir wie zum Pöffen geliebten Reittich mit Kwah und Bratfische. Ein Gesant in der Wohnung, daß dem Teufel hätte übel werden können. Ich lag betrunken, mein „Weibchen“ sprang dem jungen Paar entgegen mit seiner roten Fraze . . . mit einem Wort: eine Schweinerei! Aber Alexander hat das alles einfach nicht bemerkt.“

„Ja, unser Alexander ist ein guter Mensch“, sagte Bernhard.

„Der herrlichste Mensch! Ihr seid alle goldene Kinder für mich! Du und Gregor, Alexander und Sophie! Ich quäle Euch, blamiere, beschäme, bestehle Euch, und in meinem ganzen Leben habe ich von Euch noch nicht ein Wort des Vorwurfs gehört, nicht einen schiefen Blick gesehen. Ja, wenn ich noch ein anständiger Vater wäre! Aber so . . . psui Teufel! Nichts habt Ihr von mir gesehen als Schlechtes! Ich bin ein schlechter, liederlicher Mensch. . . Jetzt bin ich — Gott sei Dank! — friedlicher, bin nicht mehr so jähzornig, aber früher, als Ihr noch klein waret, war ich ein Tyrann. Es kam vor, daß ich nachts betrunken aus dem Klub heimkam und Deiner seligen Mutter wegen der Ausgaben Vorwürfe zu machen begann. Die ganze Nacht quälte ich sie mit Vorwürfen und glaubte, das müßte so sein. Gütiger Himmel, wie habe ich sie gequält, die Märtyrerin und die armen Kinderchen! Du erinnerst Dich wahrscheinlich? Gott gebe keinem solch einen Vater! . . . Na, schleppt schon bis zu Ende, Kinder! Ehre Deinen Vater und Du wirst lange leben. Für Eure gute Tat wird Gott Euch ein langes Leben schenken. . . Kutscher, halt an!“

Der Alte sprang mit einem Satz aus dem Wagen und lief in eine Destillation. Nach einer halben Stunde lehrte er betrunken zurück und setzte sich neben seinen Sohn.

„Und wo ist jetzt Sophie?“ fragte er. „Ist sie noch immer in der Pension?“

„Nein, im Mai kam sie zurück, und jetzt lebt sie bei Alexanders Schwiegereltern.“

„Ist das die Möglichkeit!“ wunderte sich der Alte. „Ein Brautmädel wahrscheinlich! Nein, Bernhardchen, wenn die Mutter noch diese Freude erlebt hätte! Höre, Bernhardchen, . . . weiß sie, wie ich lebe?“

Bernhard antwortete nicht. Es vergingen wohl fünf Minuten in tiefem Schweigen. Der Alte schluchzte auf, trodnete mit seinem Lappen das Gesicht und sagte:

„Ich liebe sie, Bernhardchen. Sie ist doch meine einzige Tochter, und im Alter gibt es doch keinen besseren Trost als ein Töchterchen. Ich möchte sie gern sehen. Komme ich, Bernhardchen?“

„Wenn Du willst — natürlich.“

„Und sie hat nichts dagegen?“

„Sie würde Dich auffuchen, um Dich zu sehen.“

„Wahrhaftig? Das sind Kinder! Was, Kutscher? . . . Also mache das, Bernhardchen. Aber, ich möchte mich ihr nicht in solch einem gemeinen Aufzuge zeigen. Weißt Du, Bernhardchen, wir werden die Geschichte so machen: drei Tage werde ich mich der Spirituosen enthalten, damit meine betrunkene Wisage wieder menschlich wird; dann komme ich zu Dir, und Du borgst mir einen Anzug; ich lasse mich rasieren und mir die Haare schneiden; dann fährst Du und holst sie zu Dir. Einverstanden?“

„Ja.“

„Kutscher, halt!“

Der Alte sprang wieder hinaus und lief in eine zweite Destillation. Bis Bernhard mit ihm zur Wohnung kam, sprang er noch zweimal so hinaus, und der Sohn wartete schweigend und geduldig auf ihn.

Als sie den Kutscher bezahlt hatten und sich durch einen langen, schmutzigen Hof wanden, nahm das Gesicht des Alten einen äußerst verwirrten, schuldbehafteten Ausdruck an. Er begann schüchtern Unverständliches zu murmeln und mit den Lippen zu schmähen.

„Bernhardchen“, sagte er endlich, „wenn Dir mein „Weibchen“ irgend etwas sagen will, Du weißt schon, so achte nicht darauf und . . . und sei zu ihr . . . weißt Du . . . so . . . höflicher. Sie ist roh und frech, aber dennoch ein gutes Weib. In ihrer Brust schlägt ein braves, treues Herz!“

Der lange Hof war zu Ende, und sie kamen in einen dunklen Flur. Die Tür kreischte in den Angeln, es roch nach Rauch. Aus der Küche ertönten grobe Stimmen. Aus dem Flur in die Küche tretend, sah Bernhard nur dunklen Rauch, einen Strid, an dem Wäsche hing, und einen Samowar, aus dessen Schornstein goldene Funken flogen.

„Und hier ist meine Zelle“, sagte der Alte, bückte sich und trat in ein kleines Zimmer mit niedriger Dede.

Die Atmosphäre in diesem Raum war unerträglich dämpfig wegen der Nähe der Küche. Am Tisch saßen drei alte Weiber und aßen. Als sie den Gast sahen, warfen sie einander Blicke zu und hörten auf zu essen.

„Hast Du bekommen?“ fragte mürrisch eine von ihnen, augenscheinlich das „Weibchen“.

„Habe bekommen, habe bekommen“, brummte der Greis. „Nun, Bernhardchen, setz' Dich, bitte! Bei uns, junger Mann, geht es bescheiden zu, wir leben einfach. . .“

Er schämte sich vor dem Sohne, wollte aber gleichzeitig, wie immer, den Frauen imponieren, sich auf den unglücklichen, verlassenen Vater hinausspielen.

„Ja, junger Mann, wir leben einfach“, brummte er. „Wir sind einfache Leute, junger Mann. . . Wir sind nicht wie Ihr. Wir wollen den Leuten nicht Sand in die Augen streuen. Vielleicht ein Gläschen Brantwein gefällig?“

„Es ist ihm bei uns nicht fein genug“, seufzte das „Weibchen“.

„Nein, nein, er wird schon trinken.“
Um den Vater nicht durch die Absage zu beleidigen, nahm Bernhard das Gläschen und trank es schweigend aus. Als man den Samowar brachte, trank er schweigend, mit melancholischem Gesicht, dem Alten zu gefallen, zwei Tassen widerlichen Tees. Schweigend hörte er zu, wie das „Weibchen“ mit Betonung davon sprach, daß es auf dieser Welt unbarmherzige, gottlose Kinder gäbe, die ihre Eltern im Elend untergehen ließen.

„Ich weiß, was Du jetzt denkst“, sagte der angetrunkene Greis, wieder in seinen, in der Trunkenheit meist angeregten Zustand übergehend. „Du denkst, ich bin im Sumpf stehengeblieben, bedauernswert. Aber meiner Ansicht nach ist dieses einfache Leben ungleich normaler als Dein Leben, junger Mann. Ich leide keinen Mangel und . . . und ich habe auch nicht die Absicht, mich zu erniedrigen. . . Ich kann es nicht ausstehen, wenn irgend ein Knabe mich voll bedauern ansieht.“

Nach dem Tee machte er sich einen Hering zurecht und bestreute ihn so stark mit Zwiebeln, daß ihm gleich die Tränen in die Augen traten. Er sprach wieder vom Totalisator, von den Gewinnen und von einem Panamastrohput, für den er gestern 16 Rubel bezahlt hatte. Er log mit demselben Appetit, mit dem er trank und Hering aß. Der Sohn sah schweigend eine Stunde bei ihm, stand dann auf und verabschiedete sich.

„Ich wage es nicht, Dich zurückzuhalten“, sagte hochmütig der Alte. „Entschuldige, junger Mann, daß ich nicht so lebe, wie Du willst.“

Er warf sich in die Brust, zog mit Würde die Luft durch die Nase ein und blinzelte den Frauen zu.

„Lebe wohl, junger Mann!“ sagte er, den Sohn bis zum Flur begleitend. „Vorwärts! Stufen!“

Im Flur, wo es dunkel war, presste er plötzlich das Gesicht an den Kermel des Sohnes und schluchzte.

„Wenn ich bloß Sophieschen sehen könnte!“ flüsterte er. „Arrangiere das, mein Seelchen! Ich rasieren mich, ziehe Deinen Anzug an . . . mache ein strenges Gesicht . . . ich werde in ihrer Gegenwart schweigen. Wahrhaftig, ich werde schweigen!“

Er blickte furchtbar nach der Tür, hinter welcher die Stimme des „Weibchens“ ertönte, hielt mit Weinen inne und sagte laut:

„Adieu, junger Mann! Vorwärts! Stufen!“

(Uebersetzt von Josephsohn.)

Denkende Pferde.

Der „Fluge Hans“, das Pferd des Herrn v. Osten, das im Jahre 1904 durch seine Leistungen sogar das preussische Kultusministerium in Bewegung brachte, aber durch das Gutachten einer wissenschaftlichen Kommission seines „Strahlenglanzes des Ungewöhnlichen“ wieder entkleidet wurde, erfährt in diesen Wochen seine „moralische Rechtfertigung“. So glaubt es wenigstens der Elberfelder Juwelier Karl Krall. In seinem Buche „Denkende Tiere. Der Fluge Hans und meine Pferde Muhamed und Paris“ (Leipzig 1912, Friedrich Engelmann, 548 S.) beantwortet er nicht nur die Frage: Kann das Tier denken? mit Ja, sondern stimmt geradezu einen Lobeshymnus auf den Pferdeberuf an. So berichtet Krall von seinen Versuchen: der Fluge Hans hätte eine doppelt so große Sehstärke wie der Mensch; der Umfang der Auffassung ist größer, die Zeit der Auffassung geringer als beim Menschen. Der Fluge Hans unterscheidet noch sehr feine Helligkeiten, er hat einen ausgeprägten Formensinn, unterliegt keinen optischen Täuschungen. Nicht allein die Sinne des Fluges Hans sind ausgezeichnet, auch sein Verstand ist gut entwickelt. Durch Kopfs- und Körperbewegungen, sowie durch Treten mit den Füßen zählt, rechnet, buchstabiert und liest Hans nach verarbeiteten Rechen- und Lesemethoden. Sein Sprachverständnis ist soweit entwickelt, daß er zwischen Tätigkeits- und Leidensform der Zeitwörter unterscheiden kann. Ohne vorhergehende besondere Einübung hat er sofort Befehle auch in lateinischer Schrift gelesen. Er erkennt und bezeichnet die dargestellten Gegenstände auf Bildbildern und Photographien. Hans löst sogar Aufgaben aus der Geometrie. Ihm ist der Begriff der Kraft und des Magnetismus klar geworden.

Diese Fähigkeiten des Hans sind aber nach den Mitteilungen Kralls noch von den Leistungen der Pferde Muhamed und Paris weit übertroffen worden. Zunächst erfindet Krall einige Verbesserungen für das Rechnen seiner beiden Pferde. Während v. Osten die Zahl 128 durch 128maliges Klopfen mit dem Pferdefuß bezeichnen ließ, übte Krall sie so ein, daß mit dem rechten Fuß die Einer, mit dem linken Fuß die Zehner, mit dem rechten Fuß dann wieder die Hunderter usw. „benannt“ werden. In 11 Tagen lernen die Tiere 1 bis 4 zählen. Am 14. Tage des Unterrichts zählt das eine Pferd richtig bis 4 und lernt — nach Kralls Angaben — innerhalb von 1 Stunde und 20 Minuten das Zählen bis zur Zahl 10, sowie das Addieren, Subtrahieren und Multiplizieren und Ausrechnen gemischter Aufgaben. Nach weiteren 8 Tagen kann der Gaul bereits dividieren und Brühe addieren. Sehr bald versteht er auch in Worten geschriebene oder auf Französisch gestellte Aufgaben zu lösen. Nach zwei Monaten des Unterrichts geben die Pferde nach einer Taschenuhr die Zeit an. Tag, Monat und Jahr werden von ihnen genannt; der Wochentag eines beliebigen zukünftigen Datums ausgerechnet. Schließlich werden mehrstellige Zahlen potenziert (mit sich selbst mehrfach malgenommen) oder aus ihnen die Quadrat- und dritte Wurzel gezogen. Zu gleicher Zeit lernen die Pferde buchstabieren und lesen nach einer besonderen Lesetafel. Jeder Buchstabe wird durch eine bestimmte (wechselnde) Anzahl von Tritten mit dem rechten und linken Fuß bezeichnet. Dabei haben die Pferde die Eigentümlichkeit, lautliche Kürzungen einzuführen. Die Pferde antworten schließlich in Sätzen, bitten selbständig um Erklärungen und bieten sonst Neuierungen geistiger Selbständigkeit.

Ist durch die Versuche und das Buch Kralls wirklich der Beweis tierischen Denkens geführt worden?

Man könnte die Frage allein mit spöttischen Bemerkungen zurückweisen. Ein Tier sei eben ein Tier und kein denkender Mensch. Wer so etwas auch nur zu denken wage, sei nicht ganz zurechnungsfähig und alles, was die Behauptung stütze, sei offenbar Humbug. Gegenüber dem Charakter des Krallschen Buches ist man tatsächlich geneigt, diese durch die bisherigen Erfahrungen mit Tieren gerechtfertigte Antwort zu wählen. Aber als unbedingter Anhänger der Erfahrungswissenschaft darf man Behauptungen, die sich auf Erfahrungen stützen, nur dann zurückweisen, wenn man sie durch andersartige umfassendere Erfahrungen widerlegen kann, oder wenn man von vornherein nachweisen kann, daß die Beweise sich nur auf angebliche Erfahrungen stützen. Auch den Universitätsprofessoren, die auf den Krall-Schwindel hineingefallen sind, ist nicht deshalb ein Vorwurf zu machen, weil sie an die Denkfähigkeit von Tieren glauben, sondern nur daraus, weil sie sofort ohne kritische Nachprüfung die Versuche Kralls als einwandfreie Erfahrungen hingenommen haben.

Bisher ist es der Tierkunde nicht gelungen, bei Tieren selbständige geistige Neuierungen festzustellen. Alles, was sie in der Freiheit oder in der Gefangenschaft an „geistiger“ Tätigkeit leisten, gehört ins Gebiet bloßen Triebens (rein instinktmäßiger Beweggründe) oder beruht auf Gewohnheiten (Assoziationen), deren Aneignung und Einübung dann wieder durch rein instinktmäßig vermittelte Zwecke veranlaßt ist. Macht die Tierpsychologie zwischen dem jetzigen Status von Menschen- und Tierseele einen prinzipiellen Unterschied (die Frage nach dem biologischen und entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang ist eine ganz andere), so weiß sie bisher noch weniger etwas davon, daß ein Tier in kurzer Zeit oder überhaupt die Höhe menschlichen Denkens erklimmen und dessen Leistungen nachbilden könnte. Alle Fähigkeiten, die sich den menschlichen zu nähern scheinen, finden ihre ausreichende Erklärung noch immer in „Juderbrod und Reitsche“. Die Redungen

der Nahrungsbefriedigung und der Ruhe und die Strafe körperlichen Schmerzes stiften künstlich Assoziationen, die anderen Tieren ohne solche Lehrmeister fremd bleiben. Aber selbst, wenn man auf dem Standpunkt prinzipieller Gleichheit zwischen Menschen- und Tierseele verharren wollte, erscheint es doch als Unsinn, daß ein Tier imstande wäre, plötzlich die Entwicklung innerhalb des Tierreiches zu weiteren Formen und die Entwicklung des Menschen zu seiner jetzigen Kulturhöhe einfach zu überspringen.

Doch ganz abgesehen von diesen allgemeinen Überlegungen, hat Krall die Vorsicht und Umsicht aufgehoben, die für tierpsychologische Experimente geboten und bei der Reueit und Wichtigkeit ihrer Resultate doppelt notwendig erscheinen? Wir müssen diese Frage mit einem glatten „Nein“ beantworten und wir fügen uns dabei auf die Mitteilungen Kralls in seinem Buche selbst sowie auf Berichte von einwandfreien Augenzeugen.

Die Leistungen des Fluges Hans waren von der wissenschaftlichen Kommission (1904) und dann von Pfungst in seinem Buche über dieses Pferd (1907) darauf zurückgeführt worden, daß der Gaul so lange klopfte, bis sein Herr durch unwillkürliche und unbedeutende Zeichen das Aufhören kommandierte. Die kaum merkblichen Rude v. Ostens waren eine Folge der geistigen Spannung und Entspannung, wenn die Klopfzahl sich der erwarteten richtigen näherte und sie erreichte. Sobald dies Rätsel gelöst, konnte Pfungst nach Belieben richtige oder falsche Antworten erzielen, je nachdem er solche vom Pferde beobachtete Bewegungen anstellte oder vermied. Kannte der Fragesteller die Aufgabe nicht, fehlten also jedes Miterleben und die damit verbundenen Ausdrucksbewegungen, so versagte das Pferd regelmäßig (sogenannte „unwissenschaftliche Versuche“). Ebenso gab es ausnahmslos falsche Antworten, wenn es durch Scheullappen an der Beobachtung der Fragenden verhindert war („Scheullappenversuche“). Krall behauptet nun, er hätte solche Kontrollversuche angestellt. Nach den Abbildungen in seinem Buche müssen wir es wie Prof. Dr. von Tschermak als recht fraglich bezeichnen, ob bei den Scheullappenversuchen wirklich jeder optische Kontakt zwischen Fragesteller und Tier ausgeschlossen war. Trägt doch das Pferd regelmäßig nur eine Scheullappe; auch stehen die Beobachter stets seitlich vom Pferd, nie hinter ihm. „Unwissenschaftliche Versuche“ sind ganz unzureichend angestellt worden. Krall behauptet selbst, daß sie ebenso wie die „Scheullappenversuche“ nur zum Teil, meist anfangs gelangen, später aber nicht mehr. Dafür hat Krall sofort eine Erklärung: „da nichts verbessert wird, merkt das Pferd sofort die mangelnde Nachprüfung und — antwortet falsch!“. Zieht man noch, wie Krall es in ausgiebigem Maße bei jedem Nichtgelingen tut, die „Individualität“, den „Eigensinn“, die Launenhaftigkeit und den Trotz der Gänle als Ursache hinzu, so hört eben jede genaue Beobachtung und Beurteilung auf. Dr. Kohler berichtete übrigens vor einigen Tagen bestätigend auf dem V. Psychologentag, daß er mit mehreren anderen Herren bei den Kontrollversuchen die Pferde habe regelmäßig versagen sehen. Auch hat Krall sich geweigert, Pfungst die Befichtigung der Tiere zu gestatten!

Allein das Fehlen einwandfreier Versuche im Zusammenhang mit den allgemeinen Erwägungen genügt, die angeblichen Resultate anzuzweifeln. Hinzu kommen die mehrfachen Widersprüche und inneren Unwahrscheinlichkeiten des Krallschen Berichtes. Schon die ganze Buchstabiermethode ist so gewählt, daß es wirklich nicht schwer fällt, in zufällig hingestanzte „Buchstaben“ (jeder Buchstabe wird durch eine bestimmte Zahl von Tritten des rechten und linken Vorderbeines bezeichnet) einen Sinn hineinzulesen. (Für das einfache Wort Pferd verzeichnet Krall allein über 70 verschiedene „Schreibarten“!) Die Gänle haben keine einheitliche „Orthographie“. Im allgemeinen lassen sie die Vokale aus. Das ist natürlich für Krall ein besonders gelungener Beweis der Gaulselbständigkeit. Da aber — wenn es hineinpast selbstverständlich! — die Vokale mitgelesen werden, erleichtert diese ganze Art Kralls Verständnis der Pferdesprache. Der bekannte Tierpsychologe Prof. zur Strafen schreibt auf Grund eigener Anschauung: „Wir schien, daß die Pferde zunächst sinnlose Buchstabenfolgen produzieren, daß dann aber, wenn einmal zufällig irgend etwas herausgelesen werden kann, ganz plötzlich auch die Pferde zu wissen scheinen, was sie sagen wollen.“

Zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört es, daß ein Pferd in elf Tagen von eins bis vier zählen lernt und dann am 14. Tage im 1/2 Stunden sofort bis zehn zählen sowie Zugzählen, Abziehen, Malnehmen und Ausrechnen gemischter Aufgaben begriffen haben soll. Solche Leistungen, die über die Fähigkeiten mehrjähriger Schullinder hinausgehen, verraten durch ihre Plögllichkeit nur die Unsinnigkeit der ganzen Sache. Immer wilder versichert Krall, daß seine Gänle im vielem kleinen Kindern gleichen; aber im selben Atemzuge behauptet er, die Tiere ständen über primitiven Wölfen. In acht Monaten sollen sie Wurzel ziehen gelernt haben; aber im gleichen Monat erkennen sie Zahlen überhaupt nicht als Zahlen, weil die Rechnung auf — Pappstafeln gezeichnet, statt wie bisher auf die Wandtafel geschrieben war! Als Beweis für die unkritische und unwissenschaftliche Art Kralls und seiner Mitarbeiter mag noch hinzugefügt werden, daß sie auch für dieses Versagen eine Ursache gefunden haben — das Wort „Pferde-Bureaukratismus“.

Wie eine Annullung der Leser schauen die Mitteilungen über die Redungen geistiger Selbständigkeit aus. Die spontan „buchstabierten“ Worte „an“ und „ullären“ für „auch“ (ein Herr) und „erklären“ (als Aufforderung) gelten als erste Beweise. Was die Tiere sonst angeblich an charakteristischen Äußerungen vorgebracht

haben, zeugt von einer seltenen Anpassung an die Auffassung und Erziehungsmethode ihres Herrn Lehrers. Sie gestehen nicht nur ein, daß sie böse, eigenstünnig, ungehorsam, nicht lieb, faul, ganz faul sind, keine Lust zum Lernen haben usw., ein Pferd (Muhammed) antwortet auch auf die Frage: „Zarif (der andere Gaul) nicht lieb, was machen, damit Zarif lieb?“ wenig pferdelameradschaftlich, „Schläge haben“!

Das ganze Buch steckt so im schlimmsten Anthropomorphismus. Krall betrachtet seine Gänse ganz ernsthaft als vollsinnige Menschen. Vor dem fünften Teil des Buches steht denn auch stolz in Pferdesprache das Wort von Descartes „ig dnkn ig bin Muhammed“. Die Nachweise am klugen Hans und dem „sprechenden“ Hund Don werden von Krall leicht abgetan — einer der Hauptbeweise für den Mangel an Kritik des Elberfelder Juweliere. An Stelle einwandfreier und eindeutiger Tierexperimente — ihre Methodik hätte Krall aus den von ihm teilweise zitierten Werken von Tierpsychologen lernen können — hat er laienhafte Versuche unternommen und bietet über ihre Ergebnisse Protokolle, aus denen die Versuchsanordnungen und Versuchsbedingungen nicht klar ersichtlich sind. Erst eine mit allen Kautelen vorgenommene Nachprüfung wird ergeben, auf welche Weise, ob durch akustische, optische oder sonstige Zeichen, die Antworten der Pferde zu erklären sind. Denn nicht wir haben den Nachweis zu bringen, wie die Antworten zustande gekommen sind, sondern Krall hat selbst einwandfrei zu beweisen, daß die Tiere wirklich denken können, oder er hat seine Pferde einer wissenschaftlichen Kommission zur Prüfung zu überlassen. Sein Buch ist mehr ein Gegenbeweis für seine Behauptungen. Unkontrollierbare Zeitungsmeldungen vermögen ebenfalls nicht zu überzeugen. Auch die vereinzelten Bestimmungen von Tierforschern beweisen absolut nichts, so lange diese Forscher nicht bei ihren Prüfungen so methodisch und sorgfältig verfahren haben, wie es die Tierpsychologie erfordert. Ehe diese Beweise geliefert sind, besteht das Denken der Elberfelder Pferde nur in der Einbildung des Herrn Krall und seiner Anhänger.

E. M.

Kleines feuilleton.

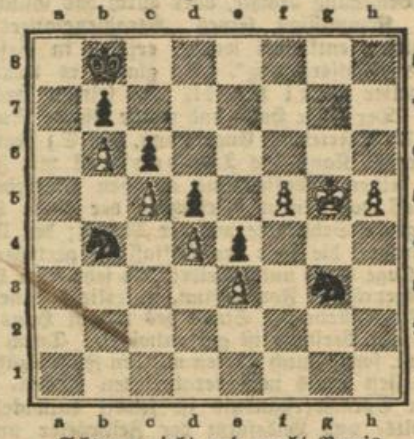
Prähistorisches.

Neue Funde in der Mark Brandenburg. Auf einem zu dem in der Nähe von Müncheberg gelegenen Gut Elisenhof gehörigen Gelände sind in diesen Tagen wertvolle prähistorische Funde gemacht worden. Beim Abtragen eines Hügels am Klaresee stieß man auf zahlreiche Spuren menschlicher Siedlungen, wie Urnenreste, gebrannte und zerplatzene Knochen, Gefäße aus gebranntem Ton usw. Die Ausbeute war so umfangreich, daß der Besitzer des Gutes sofort den Direktor des Museums für Heimatkunde in Müncheberg benachrichtigte, der unverzüglich eine genaue Untersuchung der Fundstelle vornahm. Dabei wurde festgestellt, daß es sich um einen ausgedehnten Ansiedlungskomplex aus der jüngsten Bronzezeit oder der ältesten Eisenzeit handelt. Es wurden gleich bei der ersten Untersuchung mehr als 40 Herdstellen entdeckt, die sich sehr deutlich von dem Acker abheben, nachdem beim Umpflügen des Geländes die tiefer gelegenen Branderde enthaltene Schichten zum erstenmal an die Oberfläche gehoben worden sind. Bei vorsichtiger, schichtenweiser Entfernung des Bodens zeigte sich die Erde als ein von Holzlohlen bedecktes Pflaster in dem lehmigen Boden eingebettet, in dem auch noch die die Wände stützenden Pfosten, die freilich längst vermodert sind, als schwarze, senkrechte Streifen deutlich zu erkennen sind. In einer Abfallgrube, wie solche bei jedem Herd vorhanden ist, fand man außer einer großen Zahl von Knochen und Scherben ein bedeutendes Quantum von Lehmbeiwurf, wie er zum Bekleiden der Hüttenwände verwendet worden ist. In diesem Lehmbeiwurf sind auch noch ganz deutlich die Abdrücke der darin gebettet gewesenen Wandhölzer zu erkennen. An einer Stelle wurde der vollständige Grundriß eines Hauses freigelegt. Wegen der großen Ausdehnung der interessanten Fundstelle mußte man zurzeit von einer gründlichen Ausgrabung absehen. Die Freilegungsarbeiten werden aber im Herbst in großem Umfang aufgenommen werden.

Interessante kulturhistorische Funde sind auch anfangs dieser Woche bei der Ortschaft Selbelaug bei Rathenow gemacht worden. Dort wurden bei Ausgrabungen, die auf Veranlassung der Verwaltung des Neuener Stadtmuseums vorgenommen wurden, zahlreiche Wertzeuge aus der Steinzeit: Steinmeißel, Steinmesser, Hammer und andere Gebrauchsgegenstände, aufgefunden. Daneben entdeckte man eine Anzahl außerordentlich kunstvoller und gut erhaltener Gebrauchs- und Schmuckgegenstände aus biegsamer Bronze. Die Kunst der Herstellung biegsamer Bronze wurde im Altertum besonders von den Phöniziern gepflegt. Die Kenntnis dieser Kunst ging dann später verloren, so daß man die Bronzegegenstände späterer Jahrhunderte nur in hartem Guß herstellen konnte. Aus diesem Grunde gehören Funde aus biegsamer Bronze zu den größten Seltenheiten.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin, Faßmt.



Schwarz zieht und macht Remis.

Lösung: 1. ... Sxh5; 2. KxS, Sa6; 3. f6 (sonst Ko3 ueßt Sa6—b8—d7), 3. ... Ka8; 4. f7, Sb3; 5. Kg6 (f8D oder f8T setzen Patt und f8L oder f8S können augenscheinlich nicht gewinnen), 5. ... Sd7 ueßt event. Sxh8 mit Remis-schluß.

Die schwierigste und ganz einzig in ihrer Art dastehende „Studie“, deren vollständig erschöpfende Lösung bis jetzt noch nicht gefunden ist, dürfte unzweifelhaft das „Niccogambit“ vorstellen. (1. e4, e5; 2. f4, e4; 3. Sf3, g5; 4. h4, g4; 5. Se5, Sf6; 6. Lc4, d5; 7. od5, Ld8; 8. 0—0.) Als regelrechte Eröffnung kann diese Variante des Rieserigambits ja nicht gelten, denn Weiß hat doch im Sinne des praktischen Spieles nicht die geringste Veranlassung, den Springer zu opfern und dies um so weniger, als er hiermit nur dann andere Varianten erzwingen könnte, wenn er (statt 8. 0—0?) 8. d4!, Sh5; 9. 0—0! gezogen hätte. Anders liegt die Sache, wenn man die Züge 8. 0—0? LxS1 als etwas konventionell Gegebenes annimmt. Dann entsteht eine Position, an die man nach Belieben eine der beiden Forderungen stellen kann: entweder „Weiß zieht und macht Remis“. (So glaubt der Komponist der Studie Professor Nicc und auch wir.) Oder „Weiß zieht, Schwarz gewinnt“. (So die meisten Autoritäten.) Nachstehend zwei mit dem Thema am 22. April in München gespielte Meisterpartien.

Niccogambit.

S. Alapin. G. v. Bardeleben.

(1. e4, e5; 2. f4, e4; 3. Sf3, g5; 4. h4, g4; 5. Se5, Sf6; 6. Lc4, d5; 7. e5xd5, Ld8; 8. 0—0?, Lxe6.)
 9. Tf1—e1 Dd8—e7
 10. o2—c3
 10. d4? Lxd4! ic.
 10. Sf6—h5
 10. De5? ?; 11. d4, DXL;
 12. TXL? ic. mit starkem Angriff.
 Der Zugszug ist als bester anerkannt.

- 16. d4xe5 Th8—g8
- 17. Kg1—f2 Lc8—f6
- 18. Sb1—d2!
- 18. Le2? wird mit 18. ... Le4! beantwortet.
- 18. 0—0—0
- 19. b2—b3 Sh5—g3!
- 19. ... Td8; 20. Le2. Oder 19. ... Tg4; 20. Le2. Oder 20. ... Tg7; 21. La3 ic. Ueberall mit genügenden Remisaussichten. Der Zugszug droht So4.
- 20. d5—d6 Lf5—e6
- 20. d5—d6 Lf5—e6
- 21. Lc4xe6 f7xe6
- 22. Sd2—c4 Kc8—b7
- 23. Sc6—a5 c7xd6
- 24. Sa5—c6 Td8—d7
- 25. e5xd6 Kc8—b7
- 26. Sc6—e5 Td7xd6
- 27. Lc1xd4 Sg3—e4f
- 28. Kf2—f3 Se4xc8
- 29. a2—a3
- Um den T zu entlasten. In Dc tracht kam sofort g2—g4.
- 29. ... Td6—d1
- 29. ... h5; 30. Tc1 gibt auch keine Gewinnaussichten.
- 30. Ta1xd1 Sc3xd1
- 31. g2—g4 Sd1—c8
- 32. g4—g5 Sc3—d5
- 33. Lf4—g6 Tc8—c8
- 34. h4—h5 Tc8—c3f
- 35. Kf3—f2 Tc3xb3
- 36. h5—h6 Tb3xa3
- 36. ... So7 wird ebenfalls mit g5—g6 beantwortet.
- 37. g5—g6 Sd5—f6
- 38. Lg3—h4 Ta3—h3
- 39. Lh4xf6 h7xg6
- 39. ... Txe6? g7; 40. g7, TXLf;
- 41. Ko3 ueßt g3D.
- 40. Lf6—g7
- Die Partie wurde nach mehreren Zügen Remis.